

# **Zu Knut Hüller, „Auf (ausgetretenen) Abwegen. Eine Auseinandersetzung mit dem (fast) gleichnamigen Buch von Klaus Müller“<sup>1</sup> – Eine Replik**

Klaus Müller

## **Absichten**

Enthielt Knut Hüllers Verriss meines Buches<sup>2</sup> lediglich lächerliche Anschuldigungen – Hüller meint, ich würde die Wirtschaftswissenschaften verraten, sei vermutlich wendegeschädigt, wolle den Kapitalismus gesundbeten und strebte als Endziel den Parlamentarismus in den Wissenschaften an – könnte ich mich mit heiterer Gelassenheit zurücklehnen und mich ein weiteres Mal wundern über die Täuschungen und unfreundliche Unterstellungen, zu denen kluge Leute fähig sind. Der mitunter hämische und herablassende Ton wäre ein zweiter, guter Grund, zu schweigen. Doch wirft der Rezensent auch interessante Fragen auf, über die eine sachliche Diskussion notwendig und lohnend erscheint. Deshalb habe ich mich entschlossen, ihm zu antworten, obgleich ich keine Illusion habe, Positionen der „Exit-Gruppe“ und des „traditionellen Marxismus“ annähern zu können.

Bevor ich auf einige inhaltliche Aspekte näher eingehen will, vorab wenige grundsätzliche Bemerkungen: Wissenschaft und Erkenntnisfortschritt brauchen Kritik und Auseinandersetzung. Man muss dabei den zu Kritisierenden an dessen Anspruch messen. Hüller will das, aber bereits seine Unterstellung, ich wolle den Kapitalismus verbessern und die streitenden Parteien aussöhnen, ist falsch, und wäre sie richtig, fiel sie nicht unter Kritik, weil sie kein Argument in der zur Sache stehenden Debatte ist. Sie zielt nicht auf die Zusammenhänge, sondern auf den, der sie zu erklären versucht und will ihn unglaubwürdig machen – ein ideologisches Totschlagargument. Argumente lassen sich nicht widerlegen, indem denen, die sie äußern, falsche Absichten unterstellt werden. Pseudokritik ist es auch, eine Meinung

---

1 <https://docplayer.org/200510138-Auf-ausgetretenen-abwegen.html>, zugegriffen am 21.09.2021.

2 Auf Abwegen. Von der Kunst der Ökonomen, sich selbst zu täuschen, Köln 2019.

zu rügen, weil diese von bestimmten Aspekten und Faktoren absieht. Man kann ein Argument nicht widerlegen, indem man sagt, was es nicht enthält. Es bringt in der Sache nichts, einen Autor zu kritisieren für etwas, was er nicht sagt bzw. nicht sagen wollte. Zum Beispiel habe ich von Monopolen und Oligopolen und ihrer Preissetzungsmacht abstrahiert, wo ich mich zum Gleichgewicht äußere. Hüller unterstellt mir Absichten, die ich nicht hatte, die aber, das muss ich zu seiner Ehrenrettung zugeben, mit etwas bösem Willen aus einigen meiner Formulierungen herausgelesen werden könnten. Ich wollte

nicht zum tausendsten Male wiederholen, dass es Klassen und Klassenkonflikte gibt und die Autoren Interessenwidersprüche parteiisch reflektieren, wenn sie sich über die ökonomische Realität äußern (im Übrigen sage ich, dass es so ist<sup>3</sup>). Da ich mich aber vorrangig mit marxistischen Lesarten bzw. Interpretationen ökonomischer Probleme und Zusammenhänge auseinandersetze, sind gesellschaftlich determinierte Interessengegensätze vernachlässigbar. Sie kann es unter marxistischen Ökonomen nicht geben. Und um eine Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Wirtschaftswissenschaft ging es mir in diesem Buch erst in zweiter Linie. Ich gebe zu, der Klappentext und Teile des Inhalts suggerieren etwas anderes, insofern ist Hüllers falsche Einordnung nicht allein seine Schuld. Aber der Tiger ist gar nicht gesprungen, ergo kann er auch nicht als Bettvorleger landen, um auf die abgegriffene Metapher zurückzukommen, die Hüller bemüht. Mein Anspruch war ein anderer, ein bescheidenerer: Warum ist es – Interessengegensätze unbenommen – überhaupt möglich, dass ein Gegenstand – die Reproduktion des Menschen – so unterschiedlich wahrgenommen wird und so viele gegensätzliche Interpretationen erlaubt? Meine These: Der Grund muss *auch* in seiner Struktur liegen. Ein Beispiel: Es gibt keinen Streit darüber, dass ein niedriger Zins unter bestimmten Bedingungen günstig ist für die Investitionen. Monokausale, einseitige Betrachtungen des Zusammenhangs zwischen Zins und Investition – wie über den vieler andere ökonomischer Kategorien – führen zu einseitigen, unausgewogenen und falschen Urteilen. Mir kommt es nicht darauf an, den Kapitalismus zu retten, wie Hüller mir unterstellt, sondern darzustellen, wie die kapitalistische ökonomische Realität funktioniert als ein komplexes, widersprüchliches Ganzes, als Totalität, im Wechselwirken ihrer vielen Elemente und Kategorien. Um im Beispiel zu bleiben:

---

3 Klaus Müller, Auf Abwegen...a.a.O., S.16f.

Man muss fragen, unter welchen Bedingungen und Gesamtkonstellationen sich die Zinsen positiv auf den Umfang der Investitionen auswirken und unter welchen Bedingungen und Gesamtkonstellationen nicht, was einschließt, den Zins nicht nur als Ursache, sondern auch als eine Wirkung der Investition zu begreifen. Ich betrachte das anders als Hüller nicht als eine „verflachte Kapitalismuskritik“, die früher oder später zu „bürgerlichem, apologetisch-ökonomischem Bewusstsein“ führen müsse, sondern als eine Herangehensweise, die unabdingbar ist, um das Ganze zu begreifen. Und war nicht genau das Marx' Anspruch? Vielen marxistischen Ökonomen muss man vorwerfen, dass sie der Komplexität ihres Untersuchungsgegenstandes oft nicht gerecht werden. Die dialektische Widersprüchlichkeit der ökonomischen Totalität wird verfehlt, wenn nicht unterschieden wird zwischen Wesen und den Erscheinungen, zwischen Allgemeinem und Besonderem, zwischen Abstraktem und Konkretem, Theoretischem und Empirischem, Inhalt und Form. Wie Hüller mir vorwerfen kann, mir käme nicht der Gedanke, dass verschiedene marxistische Sichtweisen auf Marx' Texte etwas mit der Beschaffenheit der objektiven Realität zu tun haben könnten, verstehe ich nicht. Genau das ist doch mein Erklärungsversuch. Allerdings kommt hinzu, dass Autoren der „Neuen Marx-Lektüre“ Teile des Marxschen Werkes falsch lesen. Sie behaupten z.B., Marx' Darstellungen seien nicht historisch, sondern ausschließlich logisch zu verstehen. Natürlich sind ihnen die historischen Passagen der Wertformanalyse bekannt. Sie seien aber gerade kein Beleg dafür, dass Marx nicht nur das Gewordene, sondern auch das Werdende gezeigt habe. So als sei die abgebrannte Ruine der Beweis dafür, dass es nicht gebrannt habe. Recht hat Hüller, dass zum kapitalistischen Ganzen die fundamentalen inneren Widersprüche und die daraus resultierenden Interessenunterschiede gehören. Ich negiere sie nicht, nur weil ich das ausgiebig wiederholte Rezeptionsangebot dazu als bekannt voraussetze und die Akzente auf Aspekte lege, die in der marxistischen Wirtschaftswissenschaft unterbelichtet sind.

## **Modell und Gesetz**

Knut Hüller sagt, ich sähe „Marx' Werk als das beste Modell eines logisch verstehbaren Systems, nicht als Versuch fundamentaler Kritik an positivwissenschaftlich gar nicht fassbaren Irrsinn“. Die Gegenüberstellung ist nicht

opportun. Es geht darum, wie das komplexe Ganze (besser) erfasst werden kann. Das schließt die notwendige Kapitalismuskritik ein, nicht aus. Hüller unterstellt mir, ich behaupte, die Eigenschaften der Mainstreamökonomik resultierten aus der Beschaffenheit der objektiven Realität. Das ist nur teilweise richtig. Sie resultieren vor allem aus dem objektiven Klassenauftrag, werden aber ermöglicht bzw. begünstigt durch die Beschaffenheit der Realität. Und die ist derart komplex, dass man sie mit einem Hieb gar nicht erfassen kann. Es bedarf dazu der Modelle. In der Wissenschaft sind Modelle vereinfachte, auf übersichtliche Strukturen reduzierte Abbilder<sup>4</sup> komplizierter und komplexer Strukturen und Funktionen der Realität. In verbalen und formalen Modellen wird das reale Objekt – das „Original“ - auf einfache Beziehungen reduziert, meist, indem von »unwesentlichen« Merkmalen abstrahiert wird. Was wichtig, unwichtig, wesentlich, unwesentlich ist, hängt dabei auch ab vom Erkenntnisinteresse, d.h. davon, welche Kausalitäten gerade untersucht werden sollen. Modelle sind Hilfskonstruktionen, mit denen Ökonomen versuchen, quantitativen und qualitativen Beziehungen der wirtschaftlichen Realität auf vereinfachter Grundlage auf die Spur zu kommen. Zwischen dem Modell und dem Original bestehen Analogien, die Rückschlüsse auf das Original (die Wirklichkeit) gestatten. Durch die Änderung der Daten, Prämissen, Größen hilft das Modell, Erkenntnisse zu gewinnen. Experimentieren, z. B. Sensibilitätsanalysen ersetzen Operationen, die am Original entweder gar nicht möglich sind oder zu aufwändig wären.

Marxistische Theoretiker haben berechtigte Vorbehalte gegenüber bürgerlichen Modellschreinereien. Dabei ist weniger etwas gegen die grundsätzliche Methodik einzuwenden. Ceteris paribus- Annahmen – die temporäre gedankliche Ausschaltung zunächst nicht interessierender Faktoren – ist ein unverzichtbarer Erkenntnisschritt wissenschaftlicher Analysen. Sie werden erst dann zum Problem, wenn, wie in vielen Modellen der bürgerlichen Ökonomie, der Einfluss ausgewählter Faktoren verabsolutiert und der anderer dauerhaft unterdrückt wird.<sup>5</sup> Hüller stört sich daran, dass ich Marx' Modell des Profitratenausgleichs und der Bildung der Produktionspreise ähnliche „Unzulänglichkeiten“ vorwerfe wie z. B. dem

---

4 Von unterschiedlichen Interpretationen der Begriffe Modell und Abbild, die es auch gibt, wird hier abgesehen. (vgl. Georg Klaus, Manfred Buhr Philosophisches Wörterbuch, 2. Band, 10. Aufl., Leipzig 1974, S.806)

5 Vgl. Klaus Müller, Begriff und Modell – zu einigen methodischen Aspekten der Politischen Ökonomie, in: Marxistische Blätter, 2/2017, S. 115-123.

Keynesianischen IS-LM-Modell. Ich hatte die Prämissen aufgezählt, auf denen das Marxsche Modell beruht. Einige davon hat Marx selbst genannt. Sind die Relativierungen des Marxschen Modells unzulässig, nur weil sie dem Grunde nach zutreffen für Modelle jeglicher Art, eben auch für bürgerliche? Es liegt in der Natur der Sache, dass Modelle auf Prämissen und Abstraktionen beruhen. Modelle zu verstehen und ihre Aussagen richtig beurteilen zu können, setzt die Kenntnis der Annahmen voraus, die ihnen zugrunde liegen. Hüllers Kritik läuft ins Leere – er meint, die Eigenschaften eines „bürgerlichen“ Modells könnten nicht zugleich zutreffen für Marx' Modelle. Aber ein Modell ist eben zunächst ein Modell. Dabei hätte er in der Sache Einwände vorbringen müssen, hätte zeigen müssen, dass die von mir genannten Prämissen des Marxschen Modells falsch sind oder von Marx beachtet wurden. Die Aussagekraft der Modelle steigt mit dem Umfang der Faktoren, die sie einbeziehen. Zugleich mit der steigenden Zahl der integrierten Einflussfaktoren sinkt die Operationalität der Modelle. Ich bin nicht so blauäugig zu glauben, wie mir Hüller unterstellt, die Lösung des Komplexitätsproblems liege darin, den Komplexitätsgrad der Modelle zu erhöhen. Man kann das partiell durchaus probieren. Vielleicht sogar mit Erfolg. Aber die definitive Lösung ist das nicht. Der Umfang der Wechselbeziehungen, ergo auch der Rückflüsse auf scheinbar schon Erkanntes würde zu-, die Berechenbarkeit abnehmen. Wir näherten uns Joan Robinsons Landkarte im Maßstab 1:1. Was wäre gewonnen, selbst wenn das Unmögliche gelänge? Nicht auf das letzte Detail kommt es an, sondern darauf, das ökonomische Gesetz zu erkennen. Ökonomische Gesetze erfassen das Wesentliche, Notwendige, das Wiederholbare und Allgemeine. Sie alle haben tendenziellen Charakter.<sup>6</sup> Stets wirken Kräfte gegen den „reinen Gehalt“ des Gesetzes, dem sie dadurch den Charakter einer Tendenz verleihen. Eine solche Tendenz ist auch das Gesetz des Profitratenausgleichs. Der Ausgleich ist ein unerreichbares Resultat, zu dem bestimmte Kräfte hindrängen, die von anderen geschwächt, temporär gestoppt und zurückgedrängt werden können. Nur wer das Tendenzielle des ökonomischen Gesetzes nicht versteht, das den Kampf der Gegensätze einschließt, muss sich wundern darüber, dass der empirische Nachweis seiner Aussage nicht gelingen will. Auch das Wertgesetz setzt sich durch, indem es ständig verletzt wird. Der Verstoß gegen das Gesetz ist die Form seiner Durchsetzung.

---

<sup>6</sup> Daher hätte Marx beim ökonomischen Gesetz des Falls der Profitrate das Tendenzielle nicht betonen müssen.

## Ominöse Gleichgewichte

Das trifft auch zu auf das Marktgleichgewicht. Kapitalistische Märkte sind permanent im Ungleichgewicht. Die Frage, ob auf Einzel- und Gesamtmärkten ein Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage prinzipiell möglich ist, haben sich viele Ökonomen gefragt. Und die meisten bejahen die theoretische Möglichkeit. Auch Marx. Man muss beachten, dass das Angebot stets ein Angebot zu bestimmten Preisen und die Nachfrage eine Nachfrage zu bestimmten Preisen ist. Nach Marx entspricht der Preis – der Geldausdruck des Wertes einer Ware – dem Wert, wenn Angebot und Nachfrage übereinstimmen. Sonst – und das ist der Normalfall – weichen die Preise vom Wert ab. In einer privatgesteuerten kapitalistischen Produktion ist die Übereinstimmung von Angebot und Nachfrage allenfalls Zufall, kann aber nicht ausgeschlossen werden. Vor allem gibt es Kräfte – die Preis-Angebots-Nachfrage-Wechselbeziehungen – die zum Gleichgewicht drängen, ohne es i.d.R. dauerhaft erreichen zu können. Unterscheiden muss man, hier hat Hüller recht, zwischen einem monopolistischen und einem nichtmonopolistischen Marktgleichgewicht. Börsenpreise bilden sich täglich auf der Grundlage von Angebot und Nachfrage der an der Börse gehandelten Produkte. Dort kann man die Wechselwirkung zwischen Angebot, Nachfrage und Preisen täglich noch in fast reiner Form beobachten. Das ist kein Widerspruch zu den teilweise irrationalen Gründen der Angebot- und Nachfrageschwankungen, zu den Turbulenzen, zur Bildung und zum Platzen der Börsenblasen, sondern schließt den Spekulationsirrsinn ein. Dass dadurch „die von Marx und anderen Kritikern gezeißelten Mängel des industriellen Kapitalismus« überwunden“ werden würden, sage ich nicht, wird mir aber von Hüller unterschoben. Den „nächsten Unsinn“ sieht der Rezensent in der Frage, ob es ein Gesamtgleichgewicht auf dem Gütermarkt geben kann, d.h. das Gesamtangebot aller Güter nachgefragt und gekauft wird. Dabei hat sich Marx im Band 2 des Kapitals mit dieser Frage ausführlich auf hoher Abstraktionsebene auseinandergesetzt und in seinen Reproduktionsschemata die Frage sowohl für die einfache als auch für die erweiterte Reproduktion bejaht. Etwas genauer: Er hat die makroökonomischen Bedingungen des Gleichgewichts formuliert, die notwendig, aber keineswegs hinreichend sind, um ein Über- oder Unterangebot zu vermeiden. Auch wenn die Nachfrage nach Investitionsgütern wertmäßig dem Angebot an Investitionsgütern entsprechen würde, kommt es nicht zum Austausch, wenn ein Investor nicht genau die Maschine wünscht, die angeboten wird. Der beabsichtigte Tausch kann an

Qualitäts- oder Gestaltungsmerkmalen der Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstände scheitern. Von diesen und vielen anderen Details wird in Marx' Reproduktionsmodellen abstrahiert, daher nur notwendige, keine hinreichenden Bedingungen des Gleichgewichts. Wenn Hüller mit dem Problem nicht zurechtkommt, dann vermutlich deshalb, weil er, wie viele Marx-Interpreten theoretische Möglichkeit und praktische Wirklichkeit vermengt. Er befindet sich dabei in guter Gesellschaft. Rosa Luxemburg hatte auch Schwierigkeiten, Marx an dieser Stelle zu verstehen. Self-evident ist, dass das Gesamtgleichgewicht das Gleichgewicht aller Einzelgüter voraussetzt. Zunächst: Ein Gleichgewicht für Einzelgüter kann logisch nicht ausgeschlossen werden, auch wenn es i.d.R. nicht existiert. Das gilt analog für das Gleichgewicht aller Güter. Auch es kann logisch nicht ausgeschlossen werden, will heißen, es kann theoretisch begründet werden, seine Existenz ist aber eine Fiktion. Die theoretische Antwort auf eine theoretische Frage, die Marx gab, bedeutet nicht, dass die Praxis adäquat, vollständig abgebildet und sich nach irgendwelchen Gleichungen richten würde. Hüller verwechselt die theoretische Möglichkeit und die praktische Wirklichkeit. Marx hat mit seinen Bedingungen einer gleichgewichtigen einfachen und erweiterten Reproduktion nicht behauptet, das sei der Normalzustand der kapitalistischen Produktion. Er hat nur die makroökonomischen stofflichen und wertmäßigen Bedingungen genannt, die ein Gleichgewicht auf den Investitions- und Konsumgütermärkten ausdrücken. Seine reproduktionstheoretischen Darstellungen enthalten nur die formalen Möglichkeiten des Gleichgewichts. Sie müssen daher ergänzt werden durch seine Aussagen über das privatgesteuerte Akkumulationsregime, über Zyklizität und Krisen. Sie relativieren die Vorstellungen der Reproduktionsmodelle, indem sie diese mit der tatsächlichen Dynamik der kapitalistischen Reproduktion verbinden.<sup>7</sup> Und davon wird in den Reproduktionsmodellen abgesehen, weil es nicht ihr Zweck ist, die reale Entstehung des Gleichgewichts zu erklären, das nur als tendenzielles Ergebnis ständiger Ungleichgewichte und ihrer Korrektur verstanden werden kann. Der lustige Vorschlag Hüllers, die Monopole und Oligopole hätten doch die Marxschen Reproduktionsmodelle gut studieren und richtig anwenden können, verfehlt das Problem völlig. Genau diesen Schluss lassen die Reproduktionsmodelle von Marx nicht zu.

---

<sup>7</sup> Siehe dazu: Klaus Müller, Boom und Krise, Köln 2017.

## Produktion und Zirkulation

Unter marxistischen Ökonomen auch umstritten: Entsteht der Wert in der Produktion oder in der Zirkulation? Hüller behauptet, ich würde „das Wesentliche in der Zirkulation suchen“ und damit Standpunkte des von mir „massiv kritisierten NML-Autors Michael Heinrich“ einnehmen. Freilich nicht bewusst, sondern „ohne es zu bemerken.“ Dabei gehört Marx' meisterhafte dialektische Erfassung des Zusammenhangs zwischen Produktion und Zirkulation zu meinen liebsten Passagen aus dem „Kapital“, die ich meinen Studenten jahrzehntelang vorgetragen habe: „Kapital kann also nicht aus der Zirkulation entspringen, und es kann ebensowenig aus der Zirkulation nicht entspringen. Es muss zugleich in ihr und nicht in ihr entspringen.“ (MEW 23, 180) Scheinbar der formalen Logik widersprechend, ist die Erklärung ganz einfach und formallogisch korrekt: Kapital (sich verwertender Wert) entspringt nicht der Zirkulation, weil allein die Betätigung der Ware Arbeitskraft in der Produktion Quelle des Mehrwerts ist. Kapital entspringt doch in der Zirkulation, weil der Kauf der Ware Arbeitskraft (und der Produktionsmittel) die Voraussetzungen für die Mehrwertproduktion in der sich anschließenden Produktionsphase schafft und weil der Verkauf der Fertigprodukte – der Salto Mortale der Ware – Voraussetzung ist für die Realisierung des Mehrwerts in Geldform. Die Produktion ist ohne die Zirkulation nicht denkbar. „Dieser ganze Verlauf, die Verwandlung seines Geldes in Kapital, geht in der Zirkulationssphäre vor und geht nicht in ihr vor. Durch die Vermittlung der Zirkulation, weil bedingt durch den Kauf der Arbeitskraft auf dem Warenmarkt. Nicht in der Zirkulation, denn sie leitet nur den Verwertungsprozeß ein, der sich in der Produktion zuträgt.“ (MEW 23, 209) Wie Hüller behaupten kann, ich würde die Wertentstehung in die Zirkulation verlagern und die Dialektik zwischen den Phasen der Reproduktion übersehen, ist mir völlig schleierhaft. Kapital ist sich verwertender Wert, der aus einem Zirkulationsprozess hervorgeht. Und diese Gesamtzirkulation ist die Einheit von Produktion i. e. S. und den beiden Zirkulationsphasen.



## **Einfache und kapitalistische Warenproduktion**

Hüller behauptet auch, ich könne einfache und kapitalistische Warenproduktion nicht voneinander abgrenzen. Das Gegenteil ist richtig. Nochmal in aller Kürze: In der einfachen Warenproduktion sind Eigentümer an Produktionsmitteln und Produzent identisch – Handwerker und kleine Bauern produzieren selbstständig für den Markt –, in der kapitalistischen Warenproduktion sind die Eigentümer an den Produktionsmitteln und die Produzenten nicht identisch. Nicht die Eigentümer der Produktionsmittel, sondern die Lohnarbeiter stellen die Produkte her. Sie produzieren den Mehrwert, den sich die Kapitalisten unentgeltlich aneignen. Die Aneignung unbezahlter lebendiger Arbeit – die Ausbeutung der Lohnarbeiter – trifft nur zu auf die kapitalistische Warenproduktion, weil nur hier der Produktionsmitteleigner fremde Arbeit beschäftigt. Beides ist Warenproduktion, weil beides Produktion ist für den Austausch auf dem Markt; das ist das Allgemeine. Zwischen beiden Formen der Warenproduktion gibt es qualitative Unterschiede. Offensichtlich: hier arbeitet der Eigentümer selbst, da lässt er andere für sich arbeiten. Der Begriff Warenproduktion steht für das Allgemeine, die Begriffe einfache und kapitalistische Warenproduktion für das Besondere. Die allgemeinen Merkmale treffen auf beide Formen oder Arten zu. Sonst wären sie keine Warenproduktion. Die Besonderheiten ermöglichen es, zwischen ihnen zu unterscheiden. Offenbar glaubt Hüller, der Unterschied zwischen einfacher und kapitalistischer Warenproduktion wäre der zwischen Klein- und Großbetrieb – „VW wäre hiernach als vergrößerte Mechanikwerkstatt zu verstehen.“ Logisch, dass er so den Umschlag der Quantität in Qualität nicht zu erkennen vermag, peinlich, dass er mir den Fauxpas unterstellt. Doch ist er es, der den genannten qualitativen Unterschied zwischen den beiden Formen der Warenproduktion nicht erkennen will. Wieso behauptet er, der Begriff „einfache Warenproduktion“ suggeriere die Existenz einer entsprechenden gesellschaftlichen Formation? Wobei er mir immerhin zugesteht, dies nicht zu sagen. Wie er mir vorwerfen kann, ich habe ein „ahistorisches Verständnis der Warenproduktion“ – und deshalb auch des Geldes –, wo ich doch unentwegt das Gegenteil sage, erschließt sich mir nicht. Nirgendwo sage ich, dass es Warenproduktion immer schon gegeben habe, begonnen damit, dass steinzeitliche Hirsch- und Biberjäger ihre Beute tauschten. Die Warenproduktion hat sich nach und nach mit der Blüte und dem Zerfall der Urgesellschaft durchgesetzt. Wer bestreitet, dass es eine einfache Warenproduktion gegeben habe, muss folglich der Meinung sein, jegliche

Warenproduktion sei von Anfang an kapitalistische Warenproduktion gewesen. Dass Hüller mit der Unterscheidung zwischen Allgemeinem und Besonderem arge Probleme hat, zeigt auch sein Unverständnis darüber, dass Marx zu Beginn des ersten Bandes des „Kapitals“ sowohl die einfache als auch die kapitalistisch produzierte Ware meint, indem er dort die allgemeinen Warenmerkmale erörtert, die für beide Formen der Warenproduktion zutreffen.

## **Mehrwert und Ausbeutung**

Meine Aussage, auch der (mittelalterliche) Handwerker produziere Mehrwert, vollende, so Hüller, die „Begriffsverwirrung“, weil so alle Besonderheiten der kapitalistischen Warenproduktion verschwänden. Nein, sie verschwinden nicht, im Gegenteil: sie werden dadurch gerade deutlich. Ausbeutung ist die Mehrwertaneignung und sie kann es nur dort geben, wo Lohnarbeiter für Kapitalisten arbeiten. Hüller vertritt die Auffassung, die Abgrenzung einer „notwendigen Arbeit“ von einer Mehrarbeit habe nur unter Bedingungen der Lohnarbeit Sinn, ergo sei die private Arbeit eines Handwerkers (eines einfachen Warenproduzenten) in Gänze notwendige Arbeit. Die einfache Warenproduktion kenne keinen Mehrwert und kein Mehrprodukt. Ist das richtig? Werden ein kapitalistisch und ein handwerklich erzeugtes Produkt zum gleichen Preis (Wert) am Markt abgesetzt – die Vorstellung ist keineswegs willkürlich –, dann eignet sich der Handwerker den gesamten Neuwert, inklusive den Mehrwert an, während der Kapitalist sich „nur“ den Mehrwert in die Tasche steckt und weil er das ohne Gegenleistung tut, nennt man es Ausbeutung. Den anderen Teil des Neuwerts in Höhe des Wertes der Arbeitskraft wird dem Lohnarbeiter gezahlt. Das ist ein realer Unterschied zwischen einfacher und kapitalistischer Warenproduktion und keine Schönfärberei der ersten. Mit guter und schlechter Warenproduktion und hat dies nichts zu tun und mir eine kleinbürgerliche Attidüde vorzuwerfen, ich würde zur guten, ausbeutungsfreien Warenproduktion zurückwollen, ist absurd. Komplizierter ist, da hat Hüller recht, ein Kriterium für die Abgrenzung zwischen Mehr und Notwendigem zu finden. Die empirische Quantifizierung ist schwer, zumal individuell unterschiedlich und historisch im Wandel begriffen. Anzunehmen aber, Mehrwert und Mehrprodukt seien allein Kategorien der kapitalistischen Warenproduktion, ist ebenso irrig, wie die Behauptung, ein objektives Kriterium für notwendige Arbeit existiere im Kapitalismus

nicht. Marx zumindest war dieser Auffassung nicht.<sup>8</sup> Mehrwert und Mehrprodukt sind auch Kategorien der einfachen Warenproduktion, der nichtmonopolistischen kapitalistischen Produktion ohnehin. Und wo diese Monopolbetrieben zuliefen, werden Teile des von ihnen erzeugten Mehrwerts durch monopolistisch niedrige Einkaufspreise zu den Monopolen umverteilt.

## Der „gerechte“ Tausch

Geht es beim Kauf und Verkauf der Ware Arbeitskraft gerecht zu? Ich sage mit Marx und Engels, dass das Wertgesetz beim „Kauf“<sup>9</sup> der Arbeitskraft nicht verletzt, sondern angewendet wird. Wie jede gewöhnliche Ware wird auch die Ware Arbeitskraft zu ihrem Wert gekauft. „Alle Bedingungen des Problems sind gelöst und die Gesetze des Warenaustausches in keiner Weise verletzt. Äquivalent wurde gegen Äquivalent getauscht.“<sup>10</sup> Ich nenne das tauschgerecht. Ich verstehe, dass man mit dieser Charakterisierung unzufrieden sein kann, ja muss. Aus der Argumentation lässt sich ein Recht des Kapitalisten auf Mehrwert ableiten. Da Mehrwert aber unbezahlte, d.h. ohne Gegenleistung angeeignete fremde Arbeit ist, kann man fragen, was daran gerecht sein soll. Woher nimmt sich der Kapitalist das Recht, sich etwas anzueignen, ohne dafür etwas zu geben? Dies widerspricht dem gesunden Rechtsempfinden zutiefst. Egal, ob man Aneignung „auf eine Menge an Ware (,Mehrprodukt‘), Wert (,Mehrwert‘) oder Geldware (,Profit‘) bezieht: wesentlich ist, dass die Inbesitznahme erfolgt, ohne dass irgendetwas dafür gegeben wird. Dies ist alles andere als „tauschgerecht“, sagt Hüller. Er hat einerseits recht, andererseits nicht. Denn tauschgerecht geht es sehr wohl zu, wenn man darunter nichts anderes versteht als den Tausch auf Basis des Wertes. Der Schlüssel zur Lösung des Problems der Kapitalverwertung liegt in der Unterscheidung zwischen Wert und Gebrauchswert der Ware Arbeitskraft. Mehrwert entsteht nicht dadurch, dass die Arbeitskraft unter ihrem Wert bezahlt wird – obwohl auch das angestrebt wird, weil es dem Kapitalisten zusätzliche Vorteile bringt –, sondern darauf, dass der Kapitalist die Arbeitskraft zu ihrem Wert kauft. Die Aneignung des Mehrwerts erfolgt unter

---

8 MEW 23, S. 184ff. Vgl. auch Klaus Müller, Lohnarbeit und Arbeitslohn, Köln 2018, S. 28-35.

9 Anstatt von Kauf/Verkauf sollte besser von Vermietung – befristete Überlassung – der Arbeitskraft gesprochen werden, ein Umstand auf den Marx selbst hinweist. Vgl. MEW 23, S. 182.

10 MEW 23, S. 209.

Einhaltung des Wertgesetzes. „Der Verkäufer der Arbeitskraft, wie der Verkäufer jeder andren Ware, realisiert ihren Tauschwert und veräußert ihren Gebrauchswert. ... Der Gebrauchswert der Arbeitskraft, die Arbeit selbst, gehört ebensowenig ihrem Verkäufer, wie der Gebrauchswert des verkauften Öls dem Ölhändler. Der Geldbesitzer hat den Tageswert der Arbeitskraft gezahlt; ihm gehört daher ihr Gebrauch während des Tages, die tagelange Arbeit. Der Umstand, ... dass der Wert, den ihr Gebrauch während eines Tages schafft, doppelt so groß ist als ihr eigener Tageswert, ist ein besonderes Glück für den Käufer, aber durchaus kein Unrecht gegen den Verkäufer.“<sup>11</sup> Wo nach Marx der Käufer der Arbeitskraft kein Unrecht begeht, muss er folgerichtig im Recht sein, wenn er den Gebrauchswert der Arbeitskraft für sich nutzt. Was wäre denn „tauschgerecht“, wenn nicht der Kauf zu Werten? Marx hatte bekanntlich Forderungen auf den vollen Arbeitsertrag eine begründete Abfuhr erteilt.<sup>12</sup> Aber an dieser Stelle sind zwei Präzisierungen notwendig. Erstens: Sagt man, es geht gerecht zu nach *den Regeln des Tauschs*, heißt das keineswegs, dass es zwischen Kapitalisten und Arbeitern insgesamt gerecht zugehe. Zwischen Lohnarbeit und Kapital kann es keine Gerechtigkeit im moralischen oder sozialen Sinne geben. Was ist gerecht, wenn die Reichen immer reicher werden und die Kluft zwischen reich und arm wächst?<sup>13</sup> Tauschgerechtigkeit ist etwas anderes als soziale Gerechtigkeit. Um letztere muss gekämpft werden. Am Beispiel der Länge des Arbeitstages sagt Marx, der Kapitalist behaupte sein Recht als Käufer, wenn er den Arbeitstag und so die Mehrarbeitszeit so lang wie möglich auszudehnen versucht. Und der Arbeiter behauptet sein Recht als Verkäufer, wenn er den Arbeitstag auf eine bestimmte Normalgröße beschränken will. „Es findet hier also eine Antinomie statt, Recht wider Recht, beide gleichmäßig durch das Gesetz des Warenaustausches besiegelt. Zwischen gleichen Rechten entscheidet die Gewalt.“<sup>14</sup> Zweitens: Zwar vollzieht sich der Austausch zwischen Kapital und Arbeit formell zwischen gleichberechtigten Geld- und Warenbesitzern. Der Kapitalist kauft die Ware Arbeitskraft wie jede andere Ware zu ihrem Wert. Aber dadurch wird das wirkliche Verhältnis zwischen ihnen, das Ausbeutungsverhältnis, verschleiert. „... alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn

---

11 MEW 23, S. 208.

12 Karl Marx, Kritik des Gothaer Programms, in; MEW 19, S. 15-32.

13 Vgl. dazu Klaus Müller, Ausbeutung und Einkommensverteilung, in: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr. 113, März 2018, S. 26-38.

14 MEW 23, S. 249.

die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfinden ...“<sup>15</sup>  
In der Produktion zeigt sich das wirkliche Verhältnis. Hier reproduziert die Arbeitskraft ihren Wert, in dessen Höhe sie der Kapitalist bezahlt. Sie, die Arbeitskraft, wird also bezahlt aus ihrem eigenen Produkt. Ihre Bezahlung drückt nur eine formale, scheinbare Äquivalenz aus. Dem Wesen nach ist der Tausch zwischen Kapitalisten und Arbeiter nichtäquivalent. Das Kapital ist „... die Macht, sich fremde Arbeit *ohne* Austausch, *ohne* Äquivalent, aber mit dem Schein des Austauschs, anzueignen.“<sup>16</sup>  
Mehr noch: Das gesamte vorgeschossene Kapital verwandelt sich, wie immer es ursprünglich erworben worden sein mag, selbst bei einfacher Reproduktion früher oder später in akkumuliertes Kapital oder kapitalisierten Mehrwert.<sup>17</sup> Jegliches Kapital ist demnach angeeignete unbezahlte lebendige Arbeit, formal zwar angeeignet nach den Regeln des Äquivalenz-Tausches, tauschgerecht eben. Das Wesen dieses „Tausches“ ist aber die Nicht-Äquivalenz. Wenn der Arbeiter bezahlt wird aus dem, was der Kapitalist ihm nimmt, liegt nur scheinbar ein Tausch vor, ein äquivalenter ohnehin nicht, sondern eine permanente Enteignung.

## Wertformanalyse, Geld und Kapital

Mit dem logisch-historischen Inhalt der Wertformanalyse, mit der Marx den logischen Zusammenhang von Geld und Wert begründet, die historische Entstehung des Geldes erklärt und so das Geldrätsel löst, kann Hüller nichts anfangen. Nur so kann er mir vorwerfen, ich hätte ein ahistorisches Geldverständnis, wäre der Meinung, Geld hätte es immer schon gegeben. Mich wundert, wie man zu einer solchen absurden Auffassung kommen kann, wo ich doch genau das Gegenteil sage.<sup>18</sup> Geld ist eine historische Kategorie.<sup>19</sup> Ich hätte mir nicht klargemacht, irrt Hüller außerdem, dass die Messung – es geht um die Wertmaßfunktion des Geldes – „beim Einsatz des Geldes als Tauschmittel erfolgt: man ordnet einer Ware den Tauschwert 1 € dann zu“, wenn oder weil ... „1 € für sie bezahlt wird.“ Richtig ist, dass Geld als Einheit von Wertmaß- und Tauschmittel auftritt. Doch die Wertmessung geht dem Tausch voraus, erfolgt ideell – es bedarf der Anwesenheit des Geldes nicht – und

---

15 MEW 25, S. 825.

16 MEW 42, S. 456.

17 MEW 23, 613.

18 Klaus Müller, Auf Abwegen ..., S. 215ff.

19 Man vergleiche die Aussagen von Marx: MEW 23, S. 79, 101; MEW 42, S. 62f; MEW 13; S. 35f.

kann auch unabhängig vom Tausch erfolgen. Ergebnis des Messens ist der Preis, egal, ob er bezahlt wird oder nicht. Die Wertmessung erfolgt nicht durch den Vorgang des Bezahlens, wie Hüller glaubt, sondern geht ihm voraus. Hüller schreibt, mir würde „jedes Verständnis für den Prozess des Messens“ fehlen, weil ich sage, dass Maß muss von der Eigenschaft des zu Messenden sein, um selbst hinzuzufügen, das Maß müsse die zu messende Eigenschaft „in fester *Quantität* besitzen“. Das ist für physikalische Prozesse sicher so, für gesellschaftliche ist die Sache ein wenig komplizierter. Das Geld als „äußeres“ Wertmaß – das „innere“ ist die Arbeitszeit – besitzt nach Marx folgende Merkmale:

- Es muss von derselben Qualität wie das zu Messende sein, das heißt Geld muss Ware sein und einen Wert haben (oder solchen repräsentieren).
- Geld verhält sich gegenüber den zu messenden Werten passiv. Die Geldware misst sich nicht selbst, sondern liefert nur dem Wertausdruck anderer Ware das Material.<sup>20</sup>
- Es kann wechseln, weil es von derselben Qualität ist, wie die zu messenden Erscheinungen. Der quantitative Ausdruck verändert sich. Er ist nur relativ.
- Geld kann zu einem anderen quantitativen Ausdruck führen als das innere Maß, dessen Erscheinungsform es ist. Der Preis kann durch Disproportionen von Angebot und Nachfrage von der Wertgröße abweichen. Das äußere Maß wird zu „einem nur relativen, schwankenden, unzulänglichen ... Notbehelf“, einem bei allen seinen Mängeln unvermeidlichen Maß im Gegensatz zu dem immanenten, dem »natürlichen, adäquaten, absoluten Maß, der Zeit,“ sagt Engels.<sup>21</sup>

Anzufangen weiß Hüller auch wenig mit der dialektischen Einheit von Geld und Kapital, mit der Abgrenzung und dem Ineinanderübergehen der beiden Begriffe. Nur so kann er behaupten, für mich sei Kapital „alles mögliche“ außer Geld und Geld gäbe es, das „alles mögliche“ sei außer Kapital. Ich habe ich mich woanders dazu geäußert<sup>22</sup>, lasse es hier bewenden mit dem Hinweis, dass Geld als Geld und Geld als Kapital Begriffe unterschiedlichen Inhalts sind. Der Geldbegriff ist einerseits enger als der des Kapitals – es gibt Kapitalarten, die kein Geld sind (Sachkapital) –, und

---

20 MEW 23, S. 109.

21 MEW 20, S. 288.

22 Klaus Müller, Profit, Köln 2016, S. 8-12.

andererseits ist er weiter – es gibt Geld, das kein Kapital ist (Geld zur Bezahlung der Konsumtionsmittel). Geldkapital ist dagegen beides, sowohl Geld als auch Kapital.

Völlig unverständlich ist, weshalb Hüller mir vorwerfen kann, ich sei der Meinung, die Zentralbank regele das Geldwesen zum Besten des Kapitalismus und der Markt erledigt den Rest. Ich begründe ganz im Gegenteil eine „umgekehrte Transmission“<sup>23</sup>, zeige, dass die Zentralbanken auf güterwirtschaftliche Änderungen reagieren und außerstande sind, gezielt das Wirtschaftswachstum, die Beschäftigung und die Entwicklung der Preise zu steuern. Sie sind oft nicht einmal in der Lage, ihre geldpolitischen Instrumente, Zins und Geldmengen, souverän zu handhaben, ganz zu schweigen davon, dadurch gewollte Effekte im Produktionssektor herbeizuführen.<sup>24</sup>

Albern ist Hüllers Vorwurf, mir fehle ein klarer Begriff der Kategorien variables Kapital, konstantes Kapital und Mehrprodukt. Das fixe Kapital hätte den Ökonomen „aus gutem Grund seit jeher große Schwierigkeiten“ gemacht. Das ist mir neu, ich habe davon nichts mitbekommen. Hüller entgeht die einfache Sache, dass die Arbeitsmittel, Arbeitsgegenstände und Arbeitskräfte zum einen hinsichtlich ihrer Rolle im Verwertungsprozess und zum anderen hinsichtlich ihres Verhaltens im Umschlagsprozess geordnet werden können. Im ersten Fall ergibt sich die Unterscheidung zwischen konstantem und variablem, im zweiten Fall zwischen fixem und zirkulierendem Kapital. Letzteres scheint Hüller nicht zu kennen. Er sagt, ich hielt es „nicht für nötig zu erklären, weshalb die Gesamtarbeit nicht durch den betrieblichen Gesamtausstoß  $c+v+m$  an Ware dargestellt werde, sondern nur durch dessen Teil  $v+m$ .“ Ganz einfach: weil das falsch wäre. Hüller übersieht, dass Marx unterscheidet zwischen toter und lebendiger Arbeit. Die Gesamtarbeit – der volle Arbeitszeitaufwand zur Herstellung einer Ware – setzt sich zusammen aus toter Arbeit (Wert der verbrauchten Produktionsmittel, dafür steht der Wert- und Kapitalbestandteil  $c$ ) und aus lebendiger Arbeit, die in Höhe von  $v$  bezahlt und in Höhe von  $m$  vom Kapitalisten unentgeltlich angeeignet wird. Probleme hat Hüller auch mit der Relativität der Begriffe und Kategorien. Dass man Vieles aus unterschiedlichen Sichten wahrnehmen kann, erscheint Hüller als Wirrwarr. Doch was ist daran falsch, dass man das variable Kapital, um ein Beispiel zu nennen, als

---

23 Klaus Müller, Auf Abwegen ..., S. 102ff.

24 Vgl. auch Klaus Müller, Zentralbanken: Überschätzte Steuerungsfähigkeit? in: Z. Zeitschrift für marxistische Erneuerung, Nr. 102, Juni 2015, S. 23-32.

den Teil des Gesamtkapitals bezeichnet, den der Kapitalist für den Kauf der Arbeitskräfte verwendet? Dem Arbeiter fließt es nicht als Kapital, sondern als Lohnsumme zu. Und wenn die Arbeitskräfte zu ihrem Wert gekauft werden, entspricht das variabel Kapital – der Lohn – diesem Wert. Er ist der Wert der für die Reproduktion der Arbeitskraft nötigen Gütermenge. Kein Wirrwarr, sondern ein logischer Zusammenhang.

## Quantitätstheorie des Geldes

„Die Quantitätsgleichung und alles darauf aufbauende Denken kann die Geldschöpfung nicht erfassen ... Die Tatsache und die zentrale Rolle *unbezahlter Mehrwertaneignung* in der *kapitalistischen Warenproduktion* ist nicht nur unvereinbar mit der Quantitätsgleichung, sondern ebenso mit dem bürgerlichen Ideal bzw. Glaubenssatz des Äquivalententauschs“, meint Hüller. Der erste Teil der Aussage ist richtig, muss aber sofort relativiert werden. Es ist nicht die Aufgabe der Quantitätsgleichung des Geldes zu erklären, wie Geld geschöpft wird, auch nicht die damit verbundene Frage zu beantworten, wie das für den Wert, inklusive Mehrwert, benötigte Geld in die Zirkulation gelangt.<sup>25</sup> Der zweite Teil der Aussage, die Behauptung, dass die Quantitätsgleichung unvereinbar sei mit dem Äquivalententausch und der Mehrwertaneignung, ist falsch. Hüller entgeht der Zweck der Gleichung und auch, dass die Quantitätsgleichung  $MV = QP$  dem Marxschen Geldumlaufgesetz entspricht.<sup>26</sup> Er glaubt, es handele sich allein um ein „zentrales Element des bürgerlichen Geldunverständnisses“. Die Gleichung ist eine Identitätsgleichung und Marx' Lesart unterscheidet sich wohltuend von der ambivalenten Deutung ihres kausalen Inhalts durch die bürgerliche Ökonomie – muss man die Gleichung von links nach rechts oder von rechts nach links lesen? – beides sei opportun. Marx dagegen sagt, dass die Masse der Zirkulationsmittel durch die zu realisierende Preissumme der Waren bestimmt ist. „Die Warenmasse als gegeben vorausgesetzt, flutet die Masse des zirkulierenden Geldes auf und ab mit den Preisschwankungen der Waren.“<sup>27</sup> Der Preis der Waren wechselt zuerst umgekehrt wie der Wert des Geldes, und dann ändert sich die Menge des

---

25 Vgl. dazu Klaus Müller, Profit, a.a.O., S. 44-47.

26 MEW 23, S. 133.

27 MEW 23, S. 132.



zirkulierenden Geldes direkt wie der Preis der Waren. Es sei eine Illusion, dass umgekehrt die Warenpreise durch die Masse der Zirkulationsmittel bestimmt werden.<sup>28</sup> Die Quantitätsgleichung des Geldes bzw. das Geldumlaufgesetz – Marx: „Das Gesetz gilt allgemein“<sup>29</sup> – besagen nicht mehr und nicht weniger, als dass in einer Periode die Höhe der zahlungswirksamen Nachfrage  $MV$  ex post der Preissumme des Güterangebots  $QP$  entsprechen muss. Hüller irrt, indem er behauptet, die Gleichung erfasse zwar die Nachfrage vollständig, nicht aber das Warenangebot.  $QP$  ist die Preissumme des Warenangebots, und sie ist Teil der Gleichung. Hüllers Irrtum besteht darin, anzunehmen, dass die Preissumme  $QP$  nur die Preise des konstanten Kapitals (die der Produktionsmittel) und des variablen Kapitals (die der von den Arbeitern nachgefragten Konsumtionsmittel) erfasse. Die Quantitätsgleichung treffe daher nur für den irrealen Fall einer Mehrwert- und Profitsumme von null zu. Damit entgeht ihm das Einfachste: Der Preis ist der Geldausdruck des Wertes. Erfasst man Preise, erfasst man Werte. Und erfasst man Werte, erfasst man auch den Mehrwert, der ein Teil des Wertes ist und nicht außerhalb des Wertes existiert.

## Gold und Goldstandard

Weitverbreiteten Begriffsverwirrungen füge Müller eine weitere hinzu, sagt Hüller, „indem er die Aufgabe des Goldstandards als Aufhebung einer juristischen Bindung bezeichnet statt als Aufgabe einer (rein quantitativen) ‚Eichung‘. Als der US-Präsident Nixon im August 1971 aber die in Bretton Woods eingegangene Verpflichtung aufhob, ausländischen Notenbanken ihre Dollars gegen Gold zum dort festgesetzten Kurs – 35 US-Dollar = eine Feinunze Gold – umzutauschen, war das ein juristischer Akt, quasi die Auflösung eines „Vertrages“ oder dessen einseitige Kündigung. Und es war das Ende des sogenannten Gold-Dollar-Standards, des Systems fester Wechselkurse, das beruhte auf der festgezurrten Dollar-Gold-Relation, die nicht mehr zu halten war. Hüller glaubt, „um mit Goldgeld laufend alles Mehrprodukt zu realisieren oder ... das Papiergeld zu decken, müsste laufend Gold im Wertumfang dieses Mehrprodukts produziert

---

28 MEW 23, S. 137.

29 MEW 23, S. 133.

werden.“ Das sei unmöglich und daher liege „der Goldstandard schon lange auf dem Müllhaufen der Kapitalismusgeschichte“, wo ihn Kapitalismuskritiker wieder auszugraben versuchten. Aber an der währungspolitischen Bedeutung des Goldes festzuhalten, heißt nicht, zu fordern, ständig mehr Gold zu produzieren und in den Umlauf zu bringen. Den Vertretern der Geldwaretheorie des Goldes vorzuwerfen, sie wollten zurück zur vorkapitalistischen Metallzirkulation hinaus, ist falsch. Gerade die Geldwaretheorie versteht die Entstehung und Zirkulation der Ersatzgeldzeichen nicht als Störung, Missbrauch oder Entartung des Geldwesens, sondern als die historische Konsequenz des Wirkens der ökonomischen Gesetze. Ihre Vertreter wollen nicht das Gold in die Zirkulation zurückbeordern, aus der es gesetzmäßig früh verdrängt worden war. Sie wollen die Einheit von Geldware und Geldzeichen theoretisch, d.h. logisch und historisch, widerspruchsfrei erfassen und darstellen.

Hüller unterlaufen weitere Schnitzer und Fehlinterpretationen. So nennt er das Problem der Grund- und Differentialrente einen aus dem 18. Jahrhundert stammenden Ladenhüter. Ihm entgeht auf wundersame Weise, dass Marx im dritten Band des Kapitals der „Verwandlung von Surplusprofit in Grundrente“ immerhin 266 Seiten widmet und das Problem auf Basis der Werttheorie löst.<sup>30</sup> Daher hat die Grundrente, entgegen Hüllers „Enthüllung“, nichts mit dem Konzept einer Grenzproduktivität zu tun, das ich angeblich akzeptieren würde. Das ist schon deshalb falsch, weil die Grenzproduktivität eine physische, die Grundrente dagegen eine Wertgröße ist.<sup>31</sup> Ich will nicht alle Fehler nennen, die Hüller unterlaufen, nur noch einen: Die Behauptung, ich subsumiere unter die „Neue Marx-Lektüre“ auch die Zeitschrift „Das Argument“, ist haltlos und muss zurückgewiesen werden. Verhielt es sich so, es wäre eine unverzeihliche Verkennung der wissenschaftlichen Leistungen Wolfgang Fritz Haugs.

## Schluss

Hüllers Kritik enthält diskussionswürdige Anregungen, zwingt mich, nachzudenken und einige Aussagen zu präzisieren. Dafür danke ich ihm. Allerdings beruhen, wie

---

30 Vgl. dazu auch: Strittige Probleme der Grundrententheorie, in: Marxistische Blätter, 5/2021, S.94-101.

31 Siehe zum Unterschied: Klaus Müller, Mikroökonomie. Eine praxisnahe, kritische und theoriengeschichtliche Einführung, 8. aktualisierte und verbesserte Auflage, Chemnitz, Lößnitz 2020, S. 234, 244, 254, 511-518.

gezeigt, viele seiner Vorwürfe und Einwände auf einem anderen Ökonomie- und Begriffsverständnis, auf unzutreffenden Unterstellungen, gewollten oder ungewollten Missverständnissen und auf einer lückenhaften Kenntnis des Marxschen Originaltextes (z.B. Geldumlaufgesetz, Fixes Kapital, Grundrente, Wertmaßfunktion, Reproduktionsgleichungen ...). Es gibt auch Heiteres: Meine Sympathie für eine „plurale Ökonomik“ nimmt Hüller zum Anlass, mir zu empfehlen, den „Erlass ökonomischer Gesetze durch eine Koalition von Schulen mit ausreichender Mehrheit im Konvent der Akademie der Wissenschaften“ zu fordern. Dabei wollte ich nur ausdrücken, dass jeder auch noch so kleine Schritt, der wegführt von der neoklassischen Monokultur hin zu einem vielfältigem Theorien- und Lehrangebot die akademische Landschaft attraktiver machen würde und daher begrüßenswert ist.